IN EIGENER SACHE

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

Die Corona-Pandemie hat unseren Planungen für die diesjährige Weihnachtsaktion „Ein Licht im Advent“ einen gehörigen Strich durch die Rechnung gemacht. Lockdowns, Reisebeschränkungen und Ausgangssperren verhindern, dass wir selbst wie vorgesehen in die Flüchtlingslager auf den griechischen Inseln reisen und dort Menschen treffen konnten, die uns ihre Geschichten erzählen, dass wir vor Ort Hintergründe recherchieren und dann bis zum Jahresende darüber auf einer täglichen Seite berichten.

Trotz dieser Einschränkungen und den großen Herausforderungen, die es auch bei uns im eigenen Land zu meistern gilt, möchten wir Ihren Blick auf die Flüchtlingskrise lenken, die sich in Europa abspielt und vor allem Kinder hart trifft. UNICEF, das Kinderhilfswerk der Vereinten Nationen, ist auf den griechischen Inseln aktiv. Um die Nothilfe aufrecht zu erhalten und vor allem Bildungsangebote für Flüchtlingskinder ausbauen zu können, benötigt UNICEF dringend Unterstützung.

Einen Eindruck davon, was das Kinderhilfswerk vor Ort leistet und welche Schicksale sich hinter der Flüchtlingskrise verbergen, wollen wir Ihnen im Rahmen einer Weihnachtsaktion, die auf Grund der Corona-Krise und rein digitaler Recherchemöglichkeiten kleiner ausfallen muss als gewohnt, zumindest an den vier Adventswochenenden geben. Hilfsbereitschaft, Mitgefühl und Nächstenliebe sind gerade in Pandemie-Zeiten wichtiger denn je.

Kommen Sie gut und gesund durch die Adventszeit!

Eva Fischl,
Projektleiterin
der PNP-Weihnachtsaktion

So können Sie helfen

Ihre Spende auf das Spendenkonto mit der IBAN-Nummer **DE22 740500000030442826** bei der Sparkasse Passau (bitte BIC BYLADEM1PAS bei Überweisungen aus dem Ausland angeben) ist steuerlich absetzbar. Bei Beträgen bis 200 Euro akzeptiert das Finanzamt in der Regel einen Bankbeleg. Als Empfänger bitte UNICEF angeben, bei Summen ab 25 Euro stellt Ihnen UNICEF eine Quittung aus. Dafür bitte bei der Überweisung Ihren Namen und Ihre Adresse nicht vergessen, der Spendenzweck lautet „Flüchtlinge Griechenland“.

Die Verzweifelten

Mariam* und ihre Familie wären auf der Flucht nach Europa beinahe ertrunken. Nachts werden sie von den schrecklichen Erinnerungen an das Bootsunglück gequält.

Von Philipp Hedemann

„Ich wünsche mir nichts mehr, als dass meine Kinder in einer warmen Wohnung aufwachsen und zur Schule gehen können“, sagt Reza Muradi, der mit seiner Frau Zahra und den drei Kindern vor dem Zelt steht, in dem sie im neuen Lager untergekommen sind. Die trostlose Situation im Flüchtlingscamp auf Lesbos und die Perspektivlosigkeit machen dem Familienvater schwer zu schaffen. – Fotos: Spyrelli/ELIX

Wenn Mariam einschlafen will, hört sie das Rauschen des Meeres. Wenn sie aufwacht, sieht sie das Meer. Was für viele Menschen ein Traum wäre, ist für die Siebenjährige ein Alptraum. Denn sie hört und sieht das Meer, in dem sie mit ihren Brüdern und ihren Eltern auf der Flucht beinahe ertrunken wären. Auf der Suche nach einem Leben in Sicherheit und Freiheit, bestieg sie mit ihrer Familie im Herbst letzten Jahres ein winziges Schleuserboot. Kurz darauf ging es unter. Die griechische Küstenwache rettete Mariams Leben. Ein Leben in Würde konnten die Retter ihr nicht schenken. Die junge Afghanin haust mit ihrer Familie seit über einem Jahr unter katastrophalen Bedingungen in Flüchtlingslagern auf der griechischen Insel Lesbos.

Vor den Terroristen aus Afghanistan geflohen

Mariams Vater Reza Muradi war 17 Jahre alt, als er mit ansehen musste, wie Terroristen seinen Onkel erschossen. Muradi wusste nicht, wer die schwer bewaffneten Männer waren und warum sein Onkel sterben musste, aber er wusste, dass er nicht länger in einem Land leben wollte, in dem jederzeit Männer mit Kalaschnikows auftauchen und ihn oder seine Familienangehörigen töten könnten. Mit seiner Familie floh er ins Nachbarland Iran.

Dort wurden seine drei Kinder Mohammed (11), Amir (9) und Mariam geboren. Doch der Iran wurde für die fünfköpfige Familie nie eine neue Heimat. Weil sie als Flüchtlinge keine offiziellen Papiere erhielten, konnte Reza Muradi keine Anstellung finden, musste als Tagelöhner versuchen, sich und die Familie durchzubringen, die Kinder durften nicht zur Schule gehen.

Um der Perspektivlosigkeit zu entfliehen, beschlossen Muradi und seine Frau schließlich zu Fuß über die Berge in die Türkei zu fliehen. Von dort aus schlugen sie sich 2000 Kilometer bis zu einem Strand in der Westtürkei durch. Hier bestiegen sie das kleine Boot, das sie in ein neues Leben bringen sollte und ihnen beinahe den Tod gebracht hätte.

„Als ich nachts mit meinen Kindern und meiner Frau im kalten Wasser trieb, dachte ich: Was habe ich bloß gemacht? Wir werden alle sterben, nur weil ich wollte, dass meine Kinder zur Schule gehen können“, erinnert Muradi sich an die schlimmste Nacht seines Lebens. Er und seine Familie waren bereits völlig erschöpft und unterkühlt, als sie schließlich von der griechischen Küstenwache aus dem Wasser gezogen und nach Moria gebracht wurden.

„Als Vater und Ehemann große Vorwürfe gemacht“

Doch das berüchtigte Flüchtlingslager, das ursprünglich für 2800 Menschen geplant war und zeitweise mit bis zu 20 000 Bewohnern aus allen Nähten platzte, war bereits überfüllt. Im Camp, in dem immer wieder Kinder, Jugendliche und Erwachsene so verzweifelt waren, dass sie versuchten, sich umzubringen, war für Muradi und seine Familie nur noch Platz im „Dschungel“. So nannten die Bewohner von Moria den an das Camp angrenzenden Olivenhain, in dem viele Flüchtlinge in Zelten, selbst gebauten Hütten oder unter freiem Himmel lebten. Die hygienischen Verhältnisse waren hier noch viel schlimmer als im regulären Teil des Lagers, das oft als „Schande Europas“ bezeichnet wurde.

„Obwohl wir zu fünft waren, bekamen wir nur ein einfaches Zwei-Personen-Zelt. Immer wenn es regnete, wurden wir darin nass. Vor allem im Winter waren die Kinder oft krank“, berichtet Muradi. Er befürchtete, dass seine Frau vergewaltigt werden könnte und seine Söhne und Töchter nie eine unbeschwerte Kindheit haben würden. „Ich habe mir als Vater und Ehemann große Vorwürfe gemacht“, sagt der 37-Jährige.

Mittlerweile gibt es Moria nicht mehr. Am 8. September steckten verzweifelte Flüchtlinge das Lager in Brand. „Erst hörten wir Schreie, dann sahen wir die Flammen. Sie waren überall und sie kamen näher“, berichtet Muradi. Seine Frau und er schnappten sich die Kinder und rannten – so schnell und so weit sie konnten.

Fünf Tage und fünf Nächte lebte die Familie nach dem Brand auf der Straße. Ohne Matratzen, ohne Decken, ohne Klamotten. Das wenige, was sie zuvor hatten, hatten sie bei ihrer überstürzten Flucht vor den Flammen in Moria zurückgelassen. Essen und Trinken bekamen sie nur, wenn sie sich bei den langen Schlangen der Essensausgaben von freiwilligen Helfern, Hilfsorganisationen und der griechischen Armee anstellten. Doch oft war die letzte Portion bereits ausgeteilt, bevor sie an der Reihe waren.

Seit Ende September leben Mariam, Mohammed und Amir mit ihren Eltern in einem Camp, das nach dem Brand in Moria wenige Kilometer vom verkohlten Lager direkt am Meer aus dem Boden gestampft wurde. „Ich hätte nicht gedacht, dass das möglich wäre, aber hier ist es für meine Kinder noch schlimmer als in Moria“, sagt Reza Muradi.

Corona: Mutter Zahra wurde wie Aussätzige behandelt

Es liegt nicht nur daran, dass seine Kinder jetzt jeden Tag aufs Meer starren müssen – jenes Meer, in dem sie beinahe ertrunken wären und dessen Anblick ihnen jeden Tag aufs Neue Angst macht. Familie Muradi lebt dort in einem zugigen Zelt ohne Elektrizität, dafür mit der Angst vor Corona. Denn die wenigen Duschen und Toiletten im Camp müssen die Muradis sich mit vielen anderen Flüchtlingen teilen, Abstandhalten und regelmäßiges Händewaschen sind oft nicht möglich.

Bevor sie das neue Lager bezogen, wurden alle Flüchtlinge getestet. Bei Mariams Mutter Zahra wurde damals eine Corona-Infektion festgestellt. Mit ihrer gesamten Familie musste die 30-Jährige für zwei Wochen in ein Quarantäne-Zentrum innerhalb des Lagers. „Meine Frau hatte keine Symptome, viele Leute wollen seitdem trotzdem nichts mehr mit uns zu tun haben. Ich habe Angst, dass ein großer Corona-Ausbruch im Winter im Lager zu einer Katastrophe führen könnte“, sagt Muradi.

Doch mehr als die Pandemie und die wiederkehrenden Alpträume, in denen das Boot sinkt oder das Lager brennt, machen Reza Muradi die quälende Langeweile und die trostlose Perspektivlosigkeit im Lager zu schaffen. Der Familienvater: „Ich wünsche mir nichts mehr, als dass meine Kinder in einer warmen Wohnung aufwachsen und zur Schule gehen können. Ich möchte einfach, dass wir ein normales Familienleben führen können.“

** Die Namen der Kinder wurden auf Wunsch der Familie Muradi geändert. Unser Autor Philipp Hedemann interviewte die Familie per Videotelefonie mit Hilfe einer UNICEF-Mitarbeiterin und einer Dolmetscherin.*

„Würde ich nicht helfen, könnte ich nachts nicht ruhig schlafen“

Irini Spyrelli (27) ist Koordinatorin der griechischen Hilfsorganisation ELIX. Im Auftrag von UNICEF unterrichtet ELIX im neuen Flüchtlingslager auf der griechischen Insel Lesbos Kinder und Jugendliche. Im Interview berichtet die Helferin, wie sie und ihr Team dagegen kämpfen, dass in den Flüchtlingslagern eine „verlorene Generation“ aufwächst.

Frau Spyrelli, waren Sie heute schon im Flüchtlingslager?
Irini Spyrelli: Nein, ich und mein ganzes Team befinden uns seit gestern unter Quarantäne und dürfen unsere Wohnungen nicht verlassen.

Was ist passiert?
Irini Spyrelli: Mehrere Kinder im Lager, mit denen wir Kontakt hatten, sind gestern positiv auf Corona getestet worden. Deshalb wurden auch ich und meine Kollegen getestet. Jetzt warten wir auf das Ergebnis. Wir hoffen natürlich, dass wir uns nicht infiziert haben und unsere Arbeit im Lager so schnell wie möglich wieder aufnehmen können.

Was genau macht ELIX?
Irini Spyrelli: Nachdem das Flüchtlingslager Moria im September abgebrannt ist, wurde ein neues Lager eingerichtet, indem rund 7500 Menschen leben. Etwa 2200 von ihnen sind Kinder und Jugendliche zwischen vier und 17 Jahren. Sie dürfen keine regulären Schulen besuchen. Darum sorgen wir für Grundbildung im Lager.

Wie funktioniert das?
Irini Spyrelli: Obwohl es wegen der Corona-Situation einen strengen Lockdown gibt, haben wir Sondergenehmigungen für elf Lehrerinnen und Lehrer erhalten. Sie dürfen das Lager betreten und unterrichten von Montag bis Samstag. Auf dem Stundenplan stehen Griechisch, Englisch und

„Kann nicht tatenlos zusehen“: Die Griechin Irini Spyrelli setzt sich seit 2015 für Flüchtlinge auf ihrer Insel Lesbos ein. Für UNICEF leitet sie derzeit ein Bildungsprojekt.

Mathe. Bald sollen die Sprachen Farsi und Arabisch hinzukommen. Bislang erreichen wir so 1400 Kinder und Jugendliche. Sobald wir mehr Lehrer rekrutieren können, werden wir mehr Schülerinnen und Schüler unterrichten.

Wo findet der Unterricht statt?
Irini Spyrelli: Auf Matten im Freien. Lehrer und Schüler tragen Masken. Noch haben wir keine Zelte, aber wir hoffen, dass wir bis Ende des Jahres von UNICEF Zelte erhalten. Denn wenn es stürmt oder regnet, muss der Unterricht ausfallen. Bislang erhalten die Kinder und Jugendlichen durchschnittlich zwei bis drei Stunden Unterricht pro Woche.

Das ist nicht viel . . .
Irini Spyrelli: Ja, es ist viel zu wenig, aber besser als nichts. Für die Kinder ist dieser Unterricht extrem wichtig. Selbst wenig Unterricht hilft ihnen, eine bisschen Struktur in den monotonen Lageralltag zu bringen. Auch die Eltern sind sehr dankbar. Viele von ihnen sind vor Kriegen in ihrer Heimat geflohen. Einer der Fluchtgründe war jedoch auch, dass ihre Kinder eine bessere Bildung erhalten und somit eine bessere Zukunft als sie selber haben sollten.

Wie sind die Lernfortschritte?
Irini Spyrelli: Die meisten Kinder sind extrem wissbegierig und lernen sehr schnell. Wir stellen allerdings auch fest, dass fast alle Kinder im Lager durch das, was sie in ihren Heimatländern, auf der Flucht und im Lager erlebt haben, schwer traumatisiert sind. Manchen fällt das Lernen deshalb schwer.

Wächst im Lager eine verlorene Generation heran?
Irini Spyrelli: Wenn die griechische Regierung und die Europäische Union diesen Kindern und ihren Eltern keine Perspektive bietet, besteht diese Gefahr. Nichts kann die Zukunftschancen eines Kindes so positiv beeinflussen wie Wissen. Darum kämpfen wir täglich dafür, dass auch die Kinder im Flüchtlingslager ihr Recht auf Bildung bekommen.

Warum helfen Sie? Was motiviert Sie?
Irini Spyrelli: Ich wurde auf Lesbos geboren und bin hier aufgewachsen. Als ab 2015 viele Flüchtlinge auf unsere Insel kamen und dringend Hilfe brauchten, konnte ich nicht einfach tatenlos zusehen. Ich habe zunächst als Freiwillige geholfen, mittlerweile ist es mein Beruf. Ich kann den Gedanken, dass unschuldige Menschen in meiner unmittelbaren Nachbarschaft unter furchtbaren Bedingungen und ohne Hoffnung leben, einfach nicht ertragen. Würde ich nicht helfen, könnte ich nachts nicht ruhig schlafen.

Interview: Philipp Hedemann